

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 37 (1955)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50, Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—, Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblätter», Zürich
Redaktion: Frau El. Studer-v. Goumion, St. Georgenstrasse 88, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 116327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland, Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montagabend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Rückblick und Ausblick

EL. ST. Das Jahr 1954 gehört wohl zu einem der bewegtesten in der in- und ausländischen Politik. Als erlösende Schlussakt für die Welt-Friedensinteressen haben die Franzosen es nach teilweise höchst unerfreulichen, nationalegoistischen und vom europäischen Gesichtspunkt aus kurzzeitigen Meinungskämpfen und Redetourneuren doch noch fertig gebracht, die Pariser Abkommen zu ratifizieren. Nach endlosen Verhandlungen, Stellungnahmen, schwarzen Prognosen für die Zukunft von seiten der französischen Politiker wird Deutschland nun als bewaffneter Schicksalsgenosse an der Stärkung und Verteidigung des demokratischen Freiheitsideals teilnehmen, und es ist zu hoffen, dass die bittere Schule des 1000jährigen Reichs auch die am meisten militaristischen und machthungrig belasteten Germanen belehrt hat, wohin solche politische Ideale führen müssen. Wenn die jüngste Geschichte ihres eigenen Landes dies noch nicht zu tun im Stande gewesen sein sollte, so haben sie jetzt immerhin einen permanenten Anschauungsunterricht am Schicksal Ostdeutschlands, der noch östlicher davon lebenden Völker und an den Satelliten-Staaten. Und so ist zu hoffen, dass die ja mehr als berechtigte Furcht grosser Teile des französischen Volkes durch einen loyalen Einsatz deutscher Kräfte sich als überflüssig erweisen werde. Nur wäre es aber an der Zeit, dass auch Frankreich in gewissen Sektoren seiner Politik und seiner Wirtschaft sich ein wenig regenerieren würde, und aus dem durch die reichlichen staatlichen Kinderzulagen und Mutterschaftsunterstützungen rasch zunehmenden jungen Nachwuchs eine tüchtige, nicht allen Schwierigkeiten am liebsten ausweichende Generation nachzöge. Denn schliesslich dürfen die Franzosen nicht vergessen, dass sie ihr Land heute noch besitzen, nicht dank etwa der Tüchtigkeit ihrer eigenen Armee, sondern dank dem Einsatz der Engländer und der Amerikaner in zwei Weltkriegen.

Dass diese schliesslich langsam genug davon bekommen hätten, die Blüte ihres Volkes eventuell wieder für ein Land zu opfern, das in so entscheidenden Phasen der Weltgeschichte wie sie jetzt sind, ein so beschämendes Schauspiel solidarischen, demokratischen Mangels an Einsicht in das Gebot der Stunde zu geben droht (EVG und Pariser Abkommen), könnte ihnen niemand verübeln.

Auch sonst war das vergangene Jahr reich an Konferenzen, deren eine in Genf das Ende des Krieges in Indo-China brachte. Aber die Waffen ruhen trotzdem nicht in Asien und sind da und dort in steter Angriffsbereitschaft gezeitet. Russland baut seine Macht und seinen destruktiven Einfluss überall aus, prämiert sogar einen waadtländischen Professor, für seine kommunistische Haltung, den seines Amtes zu entsetzen die Regierung nicht den Mut hat, wegen des Spektakels, den ein Teil der Studenten wahrscheinlich verführen würde. Aber das ist die heutige Tendenz in der ganzen Welt. Intelligenz und fachliches Wissen sind viel wichtiger als charakterliche, ethische und verlässliche Haltung; und dann wandert man sich, dass es mehr und mehr Menschen gibt — bei uns und anderswo — die nicht mehr den Mut haben zu einem ethischen nationalen oder religiösen Prinzip zu stehen.

In unserer eigenen Landespolitik war auch allerlei die Gemüter Bewegendes, los. Fangen wir wie die Kinder gerade am Ende der spannendsten Ereignisse an, so waren dies die Veränderungen im Bundesrat. Stand man am Jahresende 1953 unter

dem Eindruck des plötzlichen und abrupten Rücktritts von Bundesrat Weber, so hatten dieses Jahr gerade deren drei ihren Rücktritt erklärt. Tragisch war, wohl unter schweren inneren Kämpfen gegen die Wünsche seines Kantons, der Rücktritt des schwerkranken Bundesrat Escher, den dann der Tod mitten aus der Arbeit im Ratsaal wegholte — eine Tragik, die von den Anwesenden tief empfunden wurde.

Die Neuwahlen in den Bundesrat verstärkten durch die Wahl zweier Vertreter der Katholisch-Konservativen ihre Vertretung im Bundesrat auf drei, auf Kosten der Freisinnigen, die das mit etwas mehr diplomatischem Geschick hätten vermeiden können, was deshalb hauptsächlich wünschenswert gewesen wäre, weil die Ende dieses Jahres stattfindenden Erneuerungswahlen durch diese Schlappe der Freisinnigen vielleicht noch ganz andere Resultate werden zeitigen können. Dass die Sozialistische Partei aus der Opposition wieder in die Kollaboration eintreten sollte, wird allgemein anerkannt, der Kampf wird um die Zahl der Vertretung gehen.

Eigentlich war das ganze Jahr hindurch etwas los, das die Gemüter sogar auch der nichtpolitisierten Frauen bewegte: Milch, Brot und Fleischpreise, Mietensteige, Emserwasser-Neuordnung, usw. Wie greift eigentlich nicht mehr in das Leben der Frau, ohne dass sie einen direkten Einfluss auf die Lösung all dieser Probleme hätte?

In Baselstadt und im Kanton Zürich wurden ihre Ansprüche auf die politischen Rechte einmal mehr zurückgewiesen, allerdings mit einer ansehnlichen, aber nicht genügenden Vermehrung der Ja-Stimmen. Zürich wies sogar deren 10 000 mehr auf als im Jahr 1947, was angesichts der Belastung der Vorlage durch die Mutterschaft der PdA immerhin als ein Fortschritt, der nicht unerwähnt bleiben darf, gebucht werden muss. Hört man dann noch privat die Beobachtung eines Stimmzählers, dass eigentlich nur die Gegner der Vorlage von der geheimen Wahl Gebrauch gemacht hätten, die Befürworter aber ihrerseits alle ihre Stimmzettel mit

ihrem Ja frank und frei offen eingelegt hätten, so darf man doch vielleicht daraus schliessen, dass es «efange» viele Schweizerbürger gibt, die sich ein wenig genieren über ihre Stellungnahme der Frau gegenüber. Man denkt dabei auch an eine gegnerische Regierers-Persönlichkeit, die für einen Kontradiktorischen Diskussionsabend über dieses Thema um ein Votum angefragt wurde, und mit der Antwort ablehnte: «Natürlich bin ich dagegen — aber öffentlich dagegen reden, das kann man sich heutzutage nicht mehr leisten.»

Unser kleines Land hat eigentlich ein sehr bewegtes internationales Leben. Nicht nur durch seine Handels- und diplomatischen Beziehungen nach allen Seiten hin, aber auch durch die Tatsache von bedeutenden ausländischen Persönlichkeiten mit Staatsbesuchen beehrt zu werden. Einen grossen Teil dieser Ehrungen verdanken wir der weltweiten Arbeit des Roten Kreuzes, das international und national Segen nach allen Seiten ausstrahlt.

Wir verdanken es aber auch der guten Führung unseres Politischen Departementes, das unter kluger Führung je und je unser kleines, aber eigenwilliges Land in die Interessen der grossen Politik einzuschalten versteht, unter Wahrung einer Neutralität, deren bisherige Gestaltung zu einem immer schwereren Problem für Regierung und Volk zu werden droht, in ethischer wie in materieller Beziehung.

Das neue Jahr wird auch wieder seine Probleme, seine inneren Kämpfe um gestellte Aufgaben und Probleme bringen. Mögen diese alle ein Volk finden, dessen Führer im Blick auf das Ganze regieren, und sich nicht selber, oft unabsichtlich, durch Interessengruppen zu stark beeinflussen lassen, deren Führer die Landespolitik, die unsere Verfassung so weitgehend in ihre Entscheidung legt, immer mehr und mehr nur von materiellen Gesichtspunkten aus beurteilen und zu beeinflussen suchen. Je mehr selbständige Verantwortung, je mehr unabhängiges Handeln, welche Kreise an den Staat abzugeben gewillt sind, desto ärmer wird unsere Eidgenossenschaft an jenen durchschlagenden Persönlichkeiten, wie jene, die sie seinerzeit gegründet haben. Wenn wir an ihre Daseinsberechtigung glauben, müssen wir um sie kämpfen — denn jeder Glaube bedeutet Kampf.

Sorgen der amerikanischen Schulen in Deutschland

Ein grauer, undurchsichtiger Tag legt sich über die Stadt München, als wir gegen acht Uhr morgens in der Nähe des amerikanischen Armee-Hauptquartiers vor einem modernen Schulgebäude stehen, von dessen Dach weithin sichtbar das Sternennanzen leuchtet. Es ist dies die Zeit, zu welcher mehr als tausend amerikanische Boys und Girls aus allen Kreisen der bayerischen Kapitale zur Schule gebracht werden. Bereits taucht aus den ungewissen Umrisen der Umgebung der erste Schulbus auf. Und kurz darauf stürmt eine fröhliche, übermütige Schülerschar die Treppe hinauf. Den kleinsten unter ihnen, den Fünf- und Sechsjährigen folgen wir in ihre Schulstube und lauschen später bei den ersten zaghaften Leseversuchen. So begegnen wir Joe, dem dunkelzungen Negerlein aus Kentucky, dessen Vater in Deutschland seinen Militärdienst absolviert. Sinnend sitzt er vor seinem Testblatt, ratend, was die aufgetzeichneten Figuren wohl zu bedeuten hätten. In der nächsten Bankreihe ist es Jane, die uns mit keckem Lächeln selbstvergessen anschaut. Ihre Leseübungen vergisst sie über unserem Besuch. Doch wer würde hinter dem blond-

lockigen Mädchen vermuten, dass es schon um die halbe Welt gereist ist? Jane erzählt, dass ihr «Daddy» als Offizier in Japan war, und sie deshalb lange Zeit die dortige Armeeschule besuchte. Und nun wurde «Daddy» nach München versetzt und Mary freut sich riesig, hier neue Schulkameraden gefunden zu haben. Aber weiter geht der Unterricht. Doch eines fällt uns angenehm auf: das freundschaftliche Verhältnis zwischen Lehrerin und Schülern. Es ist ein allgemeines Prinzip des amerikanischen Schulwesens, dass der Lehrer nicht als Respektsperson, sondern als beratender Freund vor dem Schüler steht. Dies kommt hier bereits in den jüngsten Klassen zum Ausdruck, ohne dass die Disziplin dadurch eine Einbusse erleidet. Schulbücher, sauber geführte Hefte und Hausaufgaben sind Begriffe, die den amerikanischen Schülern genau so vertraut sind, wie unseren Kindern. Zu rasch verstreicht der Morgen; und während wir unseren Rundgang fortsetzen, fällt uns dieses und jenes auf, das sich von unserem eigenen Schulwesen in der Schweiz abhebt. So beispielsweise die Tatsache, dass die Kinder über die Mittagspause in der Schule

Mütter

Wusst Ihr, dass Ihr Priesterinnen des Hauses seid und unter der Gnade lebt? Ist es Euch bewusst, dass Ihr durch Euer mütterliches Gefühl teilhaben könnt am inneren Wachstum neuer Generationen? Ihr seid vorbereiteter Boden, der auf die köstlichste Frucht wartet. — Edelrucht des Schöpfers harret der reinen Kristallschale, auf dass ihr geläuteter Seelenkern eine neue Heimat finde. Ihr seid berufen, solche Schalen zu sein. Seid Ihr bereit? Oder umhüllt Euch noch alltägliches Denken voll Sorge und Hast, das nichts davon weiss, dass in Euren Gefühlen, Gedanken und Worten Urkraft des Schöpfers geheimnisvoll verborgen liegt. Unwissend missbraucht Ihr dieses kostbare Gut durch negatives Reden, Denken und Handeln.

Wie wäre es, wenn Ihr Euch bewusst unter höhere Führung stelltet, um dankend zur reinen Schale zu werden, in der ein Segenskind zum Leben reift, zu einem Wesen, das in Eurem Schooss schon für seine hohe Aufgabe bewusst vorbereitet wird.

bleiben. Um elf Uhr kündigte die Glocke das Ende des Morgenunterrichts an. In Reih und Glied sammelten sich die kleinen Schüler, um höchst manierlich zur freundlichen, hellen Kantine — der Cafeteria — hinunterzusteigen. Wir staunten über das ganze Funktionieren der Anlage. Jeweilen zwei bis drei Klassen kommen zur gleichen Zeit in dieses Restaurant, um für wenige Cents einen Imbiss zu geniessen, den sie sich selbst auswählen können. Mit verblüffender Selbstsicherheit holt sich selbst die Fünfjährige ein Tablett, paradiert an seinem langen Tisch voller Schüsseln vorbei, aus welchen sie wählen, was ihnen schmeckt. Hier treffen wir auch wieder Joe und Jane, die sich mit ihren voll beladenen Tablets einen Platz suchen. Jeder Schüler setzt sich irgendwohin und löffelt ohne grosses Aufhebens sein Essen. Diese reizende Snackbar in Miniaturform findet unseren Beifall.

«Eine Einrichtung, die wir von der Armee übernommen haben», erklären die beiden Offiziere achend, die die Abgabe des Essens überwachen und da und dort für Ruhe sorgen, wenn kleine Plappermäulchen allzu eifrig laufen. Eine Stunde Aufenthalt im Freien auf dem Spielplatz gibt die Frische für die restlichen Unterrichtsstunden des Tages. Um vier Uhr wird der Heimweg mit dem Schulbus wieder angetreten.

Mit der Schulleitung unterhalten wir uns noch über weitere Fragen. Für uns war dies die weitaus idealste Schule, die wir bis dahin besuchten. Die Kinder kommen morgens, bleiben unter der Aufsicht des Personals und werden abends wieder nach Hause gebracht. Dazu kommt das Schulprogramm, das nach erprobten, pädagogischen Grundsätzen aufgebaut ist.

Dass aber auch da die Sache eine unliebsame Kehrseite besitzt, erklärt uns Miss Palmer, die umsichtige Leiterin der unteren Klassenstufen. Wir hören, dass gerade die in Deutschland stationierten amerikanischen Schulen mit erheblichen Sorgen zu kämpfen haben. Bei unserem Gang durch die Klassenräume fiel uns auf, dass die Kinder von den verschiedenen Punkten der Welt, nicht nur aus Amerika, nach München kamen. Zum Teil haben sie ihr Heimatland seit Jahren nicht mehr gesehen. Der jeweiligen kurzen Aufenthalt an einem Ort lässt ihnen kaum genügend Zeit, sich in einer Schule einzugewöhnen. Nach kurzen Monaten kommt wieder ein Befehl, der den Soldaten — und

Diina, die Weltenwanderin

Von Elisabeth Gertler

(Schluss)

Sie hatten sich auch schon aus den Augen verloren, denn instinktiv wandte Diina jene Flugart an, die sie beim jagenden Wilde in den bulgarischen Wäldern kennen gelernt hatte. Sie eilte kreuz und quer durch verschiedene Stenstrassen. Wie sie wieder in eine breite Fahrbahn gelangte und aus einer anderen Richtung die glühenden Augen eines Wagens daherkommen sah, floh sie rasch, zwischen den Bauplätzen durch, auf jene Wiese, die sie gezehneten Augen erspäht hatten, und die ihr eine Zuflucht zu gewähren schien.

Der Rand war nur spärlich begrast, so dass keine sichtbaren Spuren des Eintritts hinterblieben. Und die Fliehende rannte weit hinein in das dunkle Grün, das nass war von Tau und ihr Fell und ihren Geruch zu decken hatte. Mit heftig klopfendem Herzen legte sie sich in das Gras, und erst jetzt bemerkte sie den Schmerz in der linken Vorderpfote, und dass sie diese während der Flucht unbewusst zu schonen versucht und so oft als möglich hochgehalten hatte.

Tagsüber hielt sie sich auf dem Felde und zweimal auch in einem grossen Friedhof versteckt. Nachts suchte sie nach der bestimmten Fährte, und da sie immer noch den Geruch ihres Meisters aus Sofia in der Nase und die Liebe für ihn im Herzen trug, übersah sie manche Witterung, die ihr den Weg zurück in die Gegend der neuen Heimat gewie-

sen hätte. Und so gelangte sie immer weiter von ihr weg und in ein Quartier, wo jede Hoffnung, bekannte Spuren zu finden, aussichtslos war.

Jetzt fing auch der Hunger an sie zu quälen. Auf dem Felde gab es wohl Mäuse zu fangen, aber sie war noch nicht so weit, diese auch als Nahrung zu verwerten. Am ehesten konnten essbare Dinge vor den menschlichen Wohnungen gefunden werden, und doch hatte Diina diese Stätten bis jetzt gemieden. Aber der Hunger trieb sie immer näher heran.

Es war am sechsten Tag, als sie sich vor ein Bauerngehöft wagte. Der Hof stand leer, doch von weitem erspähte sie, wie vor den Stall ein Teller mit Milch gestellt wurde. Dem Geruch nach musste es das Reservat der Hauskatze sein. Diina, aller Gefahren bewusst, sprang mit Hilfe hinzu, und mit ein paar gierigen, grossen Zügen hatte sie den Teller geleert.

Da hörte sie hinter sich ein wildes Fauchen, und alsogleich vernahm sie auch Schritte im Stall. Sie liess sich dennoch Zeit, den letzten Tropfen aufzulecken, dann drehte sie sich um, blickte in die kampfansagenden Phosphoraugen der Katze, die vorerst mit einem Buckel drohte. Zugleich aber fühlte sie hinter sich die zweite Gefahr.

Der Bauer war unter der Tür erschienen. Wie er das Gerölle des verwahrlosten Hundes erblickte, wurde er in erster Linie um seines Viehstandes besorgt. Er pfiff dem eigenen Hund. Jetzt jagte Diina in hellen Stützen davon. Der Hofhund, den Flettschen nach musste es ein Wolf sein, kam ihr unerwartet von rechts entgegen. Fast wäre es zu einem Anprall gekommen, aber Diina war gewandt im Kreuzen, sie wechselte einige Male die Richtung und

gewann jedesmal einen leichten Vorsprung. Sie rannte um ihr Leben.

Der Verfolger verlor immer mehr das Interesse. Je weiter er sich vom Gehöft entfernte, und schliesslich glaubte er seine Pflicht erfüllt zu haben und kehrte gemächlich heim.

Indessen war die Engländerin an das Ufer eines Baches gelangt. Noch heftig atmend legte sie sich ins Gebüsch. Doch bald begann sie ihre rechte Pfote zu lecken, eigentlich mehr aus Genugtuung, dass sie ihren Dienst wieder ordentlich versah. Das Stechen, das darin von neuem zu spüren war, vermehrte die Zungenmassage zu mildern. Die Sonne schien von hinten und wärmte ihren Rücken und erhöhte das Gefühl des Wohlbefindens, das wohl, zum grössten Teil im guten Morgentrunke seine Ursache hatte. Und so schlief Diina einermassen gestärkt und gesättigt ein.

Das Wasser murmelte ein melodisches Lied. Im Rhythmus schlugen die Wellen ans Ufer und von den Gräsern duftete es fein. Die Hündin aber spürte auch den süssigen Geschmack der Milch auf der Zunge. Warm gebadet von der Sonne, sah sie sich im Traume an der englischen Meeresküste liegen und wohligh lauschte sie dem Wellengang.

Natürlich blieb sie auch im Schlaf wachsam. Ihr langes Ohr, nach am Boden gelegt, war für das feinste Geräusch empfindlich. War nicht das Nahen von Schritten zu vernehmen? Sie drehte den Kopf der Richtung zu, blinzelte und sah vier Kinder daherkommen. Kinder bedeuteten nicht unbedingt Gefahr. Je kleiner, desto friedlicher waren sie. Diina wusste Diina, und da der Wolf sie nicht begleitete, blieb sie ruhig liegen.

In unmittelbarer Nähe des sich verborgenen halten-

den Hundes begannen die Kinder zu spielen. Ihre vertraulichen, etwas tappigen Gebärden, ihre hellen Stimmen und lustigen Sprünge, die sie manchmal ganz in die Nähe brachten, weckten in Diina alle warmen Sympathien auf, welche sie auch für die Kinder ihres Herrn hegte. Wie oft hatte sie mit jenen im grossen Garten gespielt, wie oft auch hatte sie sie auf Spaziergängen begleitet. Hier aber fühlte sie instinktiv, dass Zurückhaltung geboten und das Versteck die beste Gewähr für eine längere Dauer der Idylle sei.

Doch wieder signalisierte ihr Ohr, das sie soeben beruhigt auf die ausgestreckte Pfote gelegt hatte, Schritte auf dem Wiesenboden. Eine Frau kam daher, aber auch diese schien für Diina keine Gefahr zu bedeuten. Doch das war nur Schein, denn jetzt trat das Ereignis ein, das die ganze Situation veränderte, und die Hündin wieder in eine neue Hetzjagd trieb.

Das kleinste der Kinder fiel hin. Es rollte das Bord hinab und rutschte in Wasser. Die andern drei sahen erschrecken zu und rührten sich nicht. Diina aber hatte sogleich die Gefahr erkannt, in der das Kind schwabte, und war aufgesprungen.

Erst jetzt, wie die Kinder den schwarzen Hund an sich vorbei und auf das Schwerechen zutürzen sahen, erschrecken sie, schrien auf und riefen um Hilfe.

Die Rufe begannen sich wie eine Welle nach hinten zu bewegen. Die Frau rief dem Mann zu, und machte ihm dringende Zeichen, herzukommen. Der Mann schrie: «Lauf, piff! dem Hunde, der nun auch zu rennen beginnt.»

Inzwischen schwamm Diina im Wasser, das ziemlich hoch stand. Sie schwamm dem Kinde nach, das

mit ihm seine Familie — einem anderen Bestimmungsort zuführt. Dieser ständige Zu- und Wegzug bedingt, dass die Kinder in bezug auf Schulbildung und Wissen auf sehr unterschiedlichem Niveau stehen. Den Lehrerinnen stellt sich die Aufgabe, mit viel Liebe und Geduld den kleinen Nachschülern helfend beizustehen, um eine Klasse von mehr als 40 Schülern soweit als möglich auf eine Linie zu bringen. Mit unermüdlicher Beständigkeit werden

die Kinder mit unterhaltenden Spielen zum Lernen angeregt.
Diese Aufgabe besteht für uns solange wir in Europa amerikanische Kinder unterrichten! gesteht uns Miss Palmer. Sie selbst findet dieses Wirken anspruchsvoll. Aber die Gewissheit, damit einer heranwachsenden Generation Wissenswerte auf den Lebensweg gegeben zu haben, überwiegt alle Mühsale.
Alice Biekel

Menschenrechtsfragen

Einige Tatsachen aus dem Leben, die von Frauen stammen, die sie selber erfahren haben.

Warum ich über solch alltägliche Menschenrechtsfragen schreibe, würde schon eine Rechtfertigung darin finden, indem ich auf die diesbezüglichen Berichte und Notizen, sowie Inserate in den Zeitungen und Zeitschriften hinweise. Meistens aber lesen wir über das hinweg, wo wir selber keine persönliche Bindung dazu empfinden.

Wenn aber Frauen, tugendhafte, würdige Frauen zu uns kommen und ihre Erlebnisse schildern, oder Ehefrauen und Mütter ihre Leiden klagen und ledige Frauen um ihre Existenz betrogen werden, so fühle ich mich verpflichtet, darüber zu schreiben, was diese erzählen: — «Ich wollte, nachdem ich Witwe wurde und sozusagen nur noch mein schönes Heim besaß, aber nicht genügend Mittel zum Lebensunterhalt, mich einrichten und Zimmer ausmieten. Ich scheute die Arbeit nicht, die eine sogenannte Pension mit sich bringt; denn ich war gesund und stark. Ich hatte mir aber genau ausgerechnet, was ich der Lage des Hauses entsprechend verlangen durfte. Ich antwortete also auf Inserate und gab selber ein Inserat auf. Es kam ein Herr, dem das Schlafzimmer mit Bad gefiel und der sich gut mit mir unterhielt. Er hatte schon das Geld auf den Tisch gelegt, als er sagte: «Aber natürlich werden Sie mir manchmal Ihre Liebe schenken müssen.» Ich war erstaunt und konnte nur sagen, das könne ich nicht auf Kommando. Da nahm er lächelnd sein Geld wieder an sich und bedauerte sehr. Dann kam eine Dame und entschloss sich ebenfalls für das Zimmer mit Bad. Sie erklärte mir, dass sie es für sich und ihren Freund mieten wollte. Auch darauf konnte ich nicht eingehen; denn nicht wahr, es war mein Ehezimmer. Vom nächsten Interessenten erhielt ich den Bescheid, dass ich moralisch nicht so zimmerlich sein dürfe, wenn ich vermieten müsse. Als ich einsehen musste, dass nur ein sogenanntes Absteigequartier rentieren würde, verkaufte ich mein Heim.» —

«Ich bin ledig und, wie Sie wissen, sprachgewand, aber nicht mehr jung genug, um eine Stelle zu bekommen. Wenn ich auf Inserate, die für mich passend scheinen, antworte, bekomme ich nie eine Antwort, trotzdem ich mein Alter gar nicht erwähne. Darum wollte ich zu meinem Lebensunterhalt Sprachstunden geben und inserierte eigens dafür in einer als besonders respektabel gehaltenen Tageszeitung, die, wie man weiss, nur von besseren Schichten gehalten und gelesen wird. Der einzige Interessent, der mir auf das teure Inserat antwortete und sich auch einstellte, war ein Herr, der, nachdem er sich umsah, mir lachend erklärte, dass das ein Irrtum sei, weil man unter einem solchen Inserat in dieser Zeitung etwas anderes verstehe, er aber sehe, dass ich es mit dem Sprachunterrichte ernst meine.» —

«Als schreibende Frau wollte ich nachdem ich zur Erkenntnis kam, dass mir mein Geld für den Lebensunterhalt nicht ausreichte, mich als Redaktorin bewerben, weil wir Frauen für unsere Artikel entweder gar nichts was dazu noch meistens der Fall ist, oder nur Hungerlöhne erhalten. Ich wandte mich an einen Chefredaktor, der mir gelegentlich etwas abgenommen hatte, weil ich geübt hatte, dass durch Heirat ein Posten frei werde. Wissen Sie, was dieser Redaktor zu mir gesagt hat? «Einestells sind Sie zu hübsch und andernteils zu brav für diesen Posten.»

Dazu kann ich etwas Eigenes beifügen! Eines Tages kam lachend ein Bekannter zu mir und sagte: «Na, Sie Moralistin, Sie schreiben doch gute Sachen! Sie werden aber mit Ihrer Gesinnung nie an einer Zeitung Redaktorin werden, weil das nette Fräulein, das innert drei Tagen in den Ferien als Redaktorin engagiert wurde und erst noch das Logis dazu bekommt!»

— Viele Leute wissen nicht, dass ältere Fräuleins, die ihr Leben lang gewissenhaft und treu ihrer Firma dienen, nun kurz vor der Pension aus irgendwelchen unverschuldeten Gründen die Stelle verlieren und nichts mehr finden können, wenn sie nicht zufällig einen Freund haben, der sie noch irgendwo unterbringen kann; damit sie doch noch etwas Weniges in ihrem eigenen Beruf verdienen können. —

Hiezu möchte ich auch wiederholen, was mir ein einfacher Dorfpolizist sagte: «Wie schrecklich und traurig ist es doch heutzutage, dass eine einfache, saubere Frau kein Auskommen finden kann, sondern in jedem Alter, auch noch über sechzig, von

den Männern entweder zur Ehe oder zur Unmoral gezwungen wird, nur der nackten Not gehorchend. Er fragte ganz richtig, was soll eine Frau machen, wenn sie kein Geld hat und nichts verdienen kann? Wohin können sich solche Frauen wenden, wenn sie dem Manne nicht willig sein wollen? Ueberall stehen ja nur Männer! Darum müssen sich die Frauen fügen, ob sie wollen oder nicht, weil ihnen nichts anderes übrig bleibt. Ich möchte nur gerne wissen, was machen denn die andern, von denen man nichts weiss? —

Ja, ob einfache Frauen, ob tüchtige Frauen! — Man spricht voller Bewunderung über diesen Geschäftsherrn und Familienvater, der so anständig war, seiner langjährigen, fleissigen Sekretärin die Procura zu erteilen, und vernimmt, dass er das nur tat, weil er persönliche Gründe dazu hatte

Und viele dieser Männer sind verheiratet und haben Familien — und alle diejenigen Frauen, die um ihre Verdienstmöglichkeiten kommen, nur weil sie moralisch einwandfreie Menschen sind, müssen unter solchen Zuständen leiden.

Immer und überall stossen wir auf dasselbe: die Unmoral ruiniert die Familien, untergräbt jeden anständigen Lebensunterhalt und ist an Unglück, an Krankheiten und an unendlich vieler Not schuld, worunter heute unzählige Menschen zu leiden haben.

Dies müssen wir uns vor Augen halten und uns voll bewusst werden: Diejenigen Menschen, die alles nur von ihrem Geschlechtsstandpunkt aus betrachten, die nur Triebnaturen sind und alles andere nicht gelten lassen, müssen unbedingt bekämpft werden; denn es ist nicht recht, dass die Unmoral die Welt regiert.

M. E. Gysin

Die englische Hausfrau

Jede Schweizerin, die nach England kommt, wird zuerst über den wunderbar gedeckten Frühstückstisch erstaunen. Da gibt es, auch in einem einfachen Haus, jeden Tag etwas Neues: Schinken mit Ei, Fleischrouladen, pochierte Eier auf Toast, Hummer, hartgekochte Eier und so fort. Dabei steht jede Tag Butter, Confitüre, «Jam» (Marmelade), Honig aus Irland auf dem Tisch.

Zum Mittagessen aber dann ein gutes Fleisch zu geben, ist für Mary, so wollen wir unsere englische Hausfrau nennen, weit schwieriger. Denn das beste englische Fleisch wird immer noch für harte Währung exportiert und der Engländer isst, mit Patriotismus gewürzt, importiertes Fleisch aus Australien, Neuseeland oder Argentinien.

Sicher war es eine der Hauptfreuden Marys, als der Zucker «frei» wurde. Denn das Einmachen war für sie all die Jahre ein Problem gewesen, nun kann sie heuer ihrer Einmachlust fröhnen und die Familie weiss, dass sie den ganzen Winter genug «marmelade» und «jam» essen kann. (Marmelade heisst die Orangenkönigliche, jam die andern mit der Zubereitung der Frucht aus der sie gekocht ist.)

Erstaunt ist der Schweizer auch, wenn er einen fein gebackenen Fisch, der ihm schon das Wasser im Mund zusammenlockt auf den Gaumen kriecht, denn er schmeckt wie bei uns die Apfelmilch, da er süss gebacken ist.

Überall wohin ich gekommen, gewöhnte ich mich daran, dass die Herren nach Tisch verschwanden, aber nicht etwa, um wie früher in den Rauchsalon zu gehen, sondern um Abzuwaschen, die männlichen Gäste mit dem Hausherrn.

Die Hausangestelltenfrage wirft ihre Wellen bis zu uns. Es besteht ein Plazierungs-bureau nur für schweizerische Hausangestellte, weil sie so ausgezeichnet seien. «Aber so selten», meint Mary. Wenn es nicht zu einer Köchin oder einem Mädchen «daily maid», ein Mädchen, das nur stundenweise aushilft. So hat meine Schwägerin eine ausgezeichnete Kraft, die am Morgen in kürzester Zeit aufräumt, die Zimmer reinigt, die Wäsche wäscht, die Tiere besorgt, die Unordnung der Kinder in Ordnung bringt und noch den Mittagstisch deckt, während die Hausfrau Einkäufe besorgt. «Schon meinte ich eine Köchin gefunden zu haben», so erzählt mir Shiel, «aber im letzten Brief machte sie zur Bedingung, dass sie im Zimmer einen Fernsehapparat wünsche». Trotzdem das Fernsehen in England nicht so teuer ist wie etwa bei uns, so kann sich doch der mittlere Bürger nicht einen zusätzlichen Apparat für eine Hausangestellte leisten.

Die Folge der Mägdent ist es, dass die reichen Engländer ihre Schlösser, Villen und grossen Wohn-

nungen aufgeben und sich in kleinen «flats» (Wohnungen) einrichten, wo sie ohne Angestellte auskommen. Eine zweite Folge ist, dass jeder Gast es sich zur Pflicht macht, wie in Amerika, der Hausfrau nach dem «Dinner» zu helfen — so es nicht die Herren tun, — damit die Familie am nächsten Tag ihren verschiedenen Pflichten sofort nachgehen kann. Eine dritte Folge davon ist dann auch, dass die Kinder viel mehr Hausarbeit verrichten.

«Mein kleiner Johnny bringt mir jeden Morgen den «high tea» (einen Tee ohne alles, den man in England jeden Morgen trinkt), dabei hat er sich vorher schon sein eigenes Frühstück zubereitet.»

Mir scheint, dass es die «jungen» Mütter am besten haben. Ich besuchte in Hythe einen «welfare center», eine Mütterberatungsstelle. Es ging dort sehr fröhlich und emsig zu: die jungen Mütter brachten ihre Kleinkinder, diese wurden der Reihe nach zuerst gewogen, untersucht und die Mütter dann beraten, was Ernährung, Kleidung und Pflege anbelangt. Dann konnten die Mütter den eigens für sie vom Gesundheitsamt hergestellten, um vieles verbilligten Orangensaft kaufen (40 Rappen statt etwa 4 Franken), zudem verbilligte Lebensmittel, Nähr- und Kräutermittel, Puder, Salben und so fort. Jede, ob reich oder arm, hat diese Vergünstigungen. Das Kind wird in England vom Tage seiner Zeugung vom Staat fast mütterlich umsorgt. Sobald eine Mutter ein Kind erwartet, kommt von Amtes wegen die Hebamme, untersucht die Mutter, bringt sie, wenn nötig, zum Arzt, und lässt sie nicht mehr aus den Augen bis die Geburt vorbei ist. So kann auch manche schwere Geburt oder manche Komplikation vermieden werden.

In der Schule erhalten alle Kinder jeden Tag gratis Milch. Das entbeht die Mütter, den Kindern ein Zülnli mitzugeben.

Um was uns die englische Hausfrau beneidet, ist der elektrische Strom, der alles kochende, wärmende, waschende, wringende Strom. Dass wir nur auf den Knopf zu drücken brauchen, kommt der Engländerin wie «Alice im Wunderland» vor. An sehr vielen Orten muss sich die Hausfrau noch mit Apparaten die «ganz mit ohne Kohle» gefeuert werden, begnügen.

Rasch ihrem Gatten, der abwesend ist, ein Telegramm senden, ist ausgeschlossen, so gut wie unsere PTT funktioniert es drüben nicht.

Der Idealboiler wird in England «Adolf» genannt, zum Andenken an den Adolf, der England um viele Jahre zurückgebracht hat, und zwar «because he always makes a mess» (weil er immer alles durcheinander bringt). Aber eine Klage habe ich nie gehört, nur die Konstatierung der Tatsache!

M. v. St.

Politisches und anderes

Die Departements-Verteilung im Bundesrat

Der Bundesrat trat am Montag zu einer ersten Sitzung mit den neugewählten Bundesräten zusammen. Es wurde folgende Verteilung der Departemente beschlossen: Militär: Chaudet, Volkswirtschaft: Holenstein, und Post und Eisenbahn: Lepori. Die vier bisherigen Bundesräte behalten ihre angestammten Departemente.

Radiokonzessionsgebühr erhöht

Der Bundesrat hat beschlossen, die jährliche Radiokonzessionsgebühr ab 1. Juli 1955 um 6 Franken zu erhöhen.

Die neue Note der Schweiz in der Uhrenfrage

Anfangs dieser Woche wurde im Staatsdepartement in Walschington eine neue Note der Schweiz in der Uhrenfrage übergeben. Die Note enthält zwei Teile: Im ersten wird die Rückgängigmachung der amerikanischen Erhöhungen der Einfuhrzölle auf Uhren verlangt, im zweiten eine Zollrückvergütung für die einseitige Zollerhöhung gefordert.

Frankreich für die Bildung der westeuropäischen Union

Die französische Nationalversammlung sprach am vergangenen Donnerstagabend der Regierung mit 287 gegen 200 Stimmen das Vertrauen aus, und nahm damit gleichzeitig die Ratifizierungs-Vorlage für die Bildung der westeuropäischen Union an. Mit dieser Abstimmung hat die Nationalversammlung den Ratifizierungsprozess für die Pariser Verträge abgeschlossen. Es wird erwartet, dass der Rat der Republik am 15. Januar mit der Behandlung der Verträge beginnt.

Konferenz von Bogor

Die Konferenz der Ministerpräsidenten der Staaten des Colombo-Paktes wurde am vergangenen Mittwoch abgeschlossen. Ein Schluss-Communiqué gibt über das Ergebnis der Konferenz Auskunft, die der Vorbereitung einer Konferenz der afrikanischen und asiatischen Staaten im April dienen soll. Die Colombo-Staaten haben zu der Konferenz 25 Staaten eingeladen, darunter die chinesische Volksrepublik, Japan, die Türkei, Nord-Vietnam und Süd-Vietnam. Nicht eingeladen wurden Korea, Israel, Süd-Afrika und das nationalistische China.

Ein Interview Malenkows

Die gesamte Sowjetpresse verbreitete am Neujahrstag ein Interview, das Ministerpräsident Malenkow dem Chef des Washingtoner Büros der amerikanischen Fernseh- und Wochenschau-Gesellschaft Telnews, Charles Edward Shutt, gewährt hatte. Malenkow nennt darin die Pariser Verträge eine Gefahr für den Frieden, fordert ein Verbot der Atomwaffen und verpflichtet alles zu tun, um friedliche Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu schaffen.

Irak bricht mit Moskau

Die irakischen Behörden haben beschlossen, die diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion abzubrechen.

Bewegungsfreiheit aller Sowjetbürger in den USA eingeschränkt

Dem sowjetischen Botschafter in den USA, Zaborin, wurde eine Note des amerikanischen Staatssekretärs Dulles überreicht. Darin gibt die amerikanische Regierung bekannt, dass sie den in der Sowjetunion bestehenden Einschränkungen der Bewegungsfreiheit der amerikanischen Bürger, analoge Einschränkungen gegenüber den Sowjetbürgern in den Vereinigten Staaten verfügt.

Panamas Präsident ermordet

Der Präsident von Panama, Remon, wurde am Sonntagabend beim Verlassen einer Rennbahn von Attentätern mit Maschinenpistolen überfallen und verwundet. Bald nach seiner Überführung in den Spital erlag Remon den schweren Verletzungen.

Legalisierung der Prostitution in Argentinien

Nach 20jährigem Verbot ist am Donnerstag die Prostitution in Argentinien, unter staatlicher Aufsicht, legalisiert worden.

Europas ältester Schauspieler gestorben

Der polnische Schauspieler und Regisseur und langjähriger Theaterdirektor Ludwik Sokolski ist in Krakau im 100. Lebensjahr gestorben. Noch im März 1954 trat er anlässlich seines 80. Schauspielers-Jubiläums in einer Lustspielrolle auf.

Ehrung von Zürcher Schriftstellern

Unter den vom Regierungsrat des Kantons Zürich geehrten Schriftstellern befinden sich Vera Bodmer, Ester Gamper und Margarete Susmann.

Ehrung von Frau Professor Dr. Baumgarten

Der vom Argentinischen Ministerium für Nationale Erziehung veranstaltete erste Kongress für Psychologie hat Frau Professor Dr. Franziska Baumgarten, Bern, zu ihrem Ehrenmitglied ernannt.

Abgeschlossen Dienstag, 4. Januar 1955

cf

Sind Ihre Kinder schulmüde?
Dann geben Sie ihnen
OVOMALTINE zum Frühstück.
OVOMALTINE
hebt die Widerstandskraft.

rasch weiter getrieben wurde. Noch vor dem Strudel erreichte sie es, schnappte nach den Kleidern, zog das Menschlein aus Ufer und die Böschung hinauf.

Dort, wo die Kinder standen und das Unglück geschehen war, hatten sich die Gerufenen eingefunden. In einiger Entfernung bemerkte der Bauer, wie ein schwarzer Hund ein Kind in die Wiese legte. Er erkannte in ihm jenes Gerippe, das er vor ein paar Stunden vom Hof verjagt hatte. Aber auch die beiden Hunde hatten sich erkannt. Der Wolf, die Rute hin- und herschwingend, begann zu traben. Ein Pfiff des Bauern liess ihn stehen bleiben. Wolf gehorchte ungerne und knurte bedrohlich. Mit einem eleganten Sprunge setzte Diina über den Bach. Sie kroch durch das Gestrüpp und entschwand den Blicken der Bauersleute.

Schon hub die siebente Nacht an, seit Diina vom Tram verwundet und erschreckt aus der Vorstadt verschwunden war. Der junge Mann suchte sie immer noch, und da die ersten Anzeichen ohne Erfolg geblieben, liess er neue in den Zeitungen erscheinen. Eine davon wurde vom Bauer, der am Rande der Stadt wohnte, gelesen. Sofort setzte er sich mit der Polizei in Verbindung. Aber der schwarze Köter, der sich als edler Gordon Setter entpuppte, und zwischen eine Rettungsmedaille verdient hatte, war von niemandem mehr gesehen, mindestens von niemand gemeldet worden.

Indessen irrte Diina, herren- und obdachlos herum. Der Hunger hatte sie näher der Stadt zu getrieben. Jetzt wäre sie glücklich gewesen, wieder in die kleine Stube zurückkehren zu können. Sie befand sich am Ende ihrer Kräfte, war hungrig, durstig, scheu und verwirrt, ein Zustand, der ihrer

Rasse nicht zukam. Darum war sie jetzt auf jene Fährte bedacht, die sie in den ersten Tagen einmale gekreuzt und negiert hatte und versuchte sie nun wieder zu finden.

Sie befand sich vor dem Wielandplatz. Aus der Anlage trat, nah an ihr vorbei, ein Mann, an dem sie etwas Bekanntes zu wittern schenkte. So folgte sie ihm und schnupperte. War er nicht einmal bei ihrem neuen Meister gewesen und hatte sie gestreichelt und ihr gute Worte gesagt?

Der Mann, erstaunt darüber, dass der Hund ihm folgte, denn von der Annonce wusste er nichts, sagte sich, dass man ihn für Diina halten könnte, wenn sie nicht so mager, schmutzig und verwildert wäre.

Diina spürte, dass der Mann sich mit ihr beschäftigte, sie bohrte ihre Schnauze in seine herabhängende Hand. Der Mann lachte gutmütig. Dass er trotzdem weiter ging, verwirrte das Tier. Es schnappte nach seinen Fingern, als wollte es ihn wegziehen, mindestens wollte es die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Doch der Mann misstrauete es und jagte es fort.

Aber dann kamen ihm beunruhigende Zweifel. Schließlich besass der Bekannte seinen Gordon Setter noch nicht lange, und der Hund konnte ihm ausserissen sein. Also kehrte er um und begab sich auf den nahen Polizeiposten.

Diina hatte sich betäubt davon gemacht. Sie strich durch die Anlage, dann durch mehrere Seitenstrassen und gelangte doch wieder auf jenen Platz und zur Spur jenes Mannes, von dem sie glaubte, er könnte sie zu ihrem Meister führen. Und diesmal winkte ihr das Glück.

Auf dem Polizeiposten wusste man von der Eingemisten. Es war auch eine Rettungsmeldung einger-

gangen, die den Signalen entsprechend, den gleichen Hund anzuzeigen schien. Nach dem Rapport des jungen Mannes rief man den Meister an. Die ausgesandte Patrouille brauchte nicht weit zu gehen. Der schwarze Setter stand mitten auf dem Platz und schien zu warten. Als er den Freund des Meisters erblickte, sprang er ihm entgegen, er folgte ihm ohne weiteres auf den Posten, wo auch bald jener Mann eintraf, den er nun gern als seinen Meister ankannte, und begrüßte. Dass ihm noch eine Medaille an der Halskette gehängt wurde, beruhigte ihn auf keine Weise.

Nicht der Viehhändler des Bauern am Rande der Stadt, sondern Diina hatte sich auf ihrer Irrfahrt eine Infektion zugezogen. Sie wurde geimpft, war einige Tage krank, und als gemach erholte sie sich wieder. Indessen hatte sie sich mit der Umgebung ausgesöhnt. Ihr Reich erweiterte sich insofern, als nun über Tag die Küchentür offen blieb, und vom Felde her gelbte, konnte sie sich nun mit den Mäusen unterhalten. Auch die Spaziergänge wurden verlängert und Bekanntschaften mit sympathischeren Hunderrassen gemacht.

Wenn der Herr sich in sein Schlafzimmer zurückzog, lag sie betäubt vor der Tür. Es war jetzt ihr Wunsch, auch dieses Heiligtum betreten zu können, um länger mit jenem Wesen zusammen zu sein, «am jetzt ihre Liebe galt. Sehnsüchtig blickte sie zum Türschloss hinauf. Hatte sie nicht einmal in einem Traume eine besondere Tat vollbracht? Sie hatte sich damals mit den Vorderpfoten an die Türfalle gehängt, und da war ihr der Weg in den Garten geöffnet. Sie wagte einen Versuch, und siehe da, nach einigen Bemühungen ging der Wunsch in Erfüllung.

Leise schritt Diina durch das Zimmer. Ihren schönen Kopf legte sie behutsam auf die auf dem Bett ruhende Hand. Nach dem Beginn diese Hand sie zu streicheln, sie begann mit ihr zu spielen. Es folgten glückliche Minuten des innigsten Vertrauens, und als der Herr Ruhe befahl, legte sich Diina auf den weichen Teppich, der von nun an ihre Schlafstätte wurde.

Es liess sich jetzt gut leben mit dem neuen Meister. Die lange Wartezeit der Wochentage krönte sich am Sonntag mit einem weiten Ausflug in den Wald, von dem Diina jeweils beglückt und müde heimkehrte. So war sie dazu übergegangen, ihren jetzigen Zustand als einen Dauerzustand zu betrachten, und Sofia war vergessen... bis sich eines Tages etwas ereignete, das wieder alles zu ändern begann.

Vorzeichen hatte die Hündin schon seit einigen Tagen bemerkt. Der Herr war zärtlicher als je, und wenn er ihr langes, glänzendes Fell büstete, sagte er Dinge, in denen Wörter vorkamen, die ihr aus anderen Welt vertraut waren. Auch schenkte er ihr, als sei der Herr unruhig oder betrübt und habe einen Verlust zu beklagen, der wiederum in Zusammenhang mit ihr selber stand. Auf jeden Fall lag etwas in der Luft, das auch sie beunruhigte.

Und eines Tages vernahm sie draussen vor der Tür eine Stimme, die sie aufhorchen liess. Ihr Blut kreierte schneller, das Herz begann laut zu pochen, und die Rute ging erregt hin und her. Als die Tür sich öffnete, strömten ihr, mit dem eintretenden Herrn, bekannte Gerüche entgegen. Gleich sich von Fleck zu rühren, schnupperte sie, als ob der Witterung nicht zu trauen wäre und sie auf der Hut zu sein hätte. Erst als der Herr in bulgarischem Akzent ihren Namen rief, und als er in wohlkannter Ge-

Psychologie in Frage und Antwort

Frage:

«Meine jüngere Schwester heiratete vor zehn Jahren, kaum 19jährig, einen bedeutend älteren, sehr begüterten Mann, bekannter Rechtsanwalt, streng katholisch. Was sie, das schöne begabte Mädchen, zu dieser Ehe bewog, verstanden wir damals nicht recht. Kaum war sie als seine Frau in sein grosses, kahles Jungesellenhaus gezogen, begriff sie es auch nicht mehr: sie fühlte, sie war in eine Falle geraten. — In unserem Elternhaus hatte frische Luft geweht. Wir Mädchen durften frei aus- und eingehen, Freunde und Freundinnen heimbrennen, Kurse besuchen, diskutieren, unsere Meinung verfechten. Auch in religiöser Hinsicht hatten wir keinen Zwang zu erleiden. Mein Vater vertrat die Ansicht, jeder Mensch habe sich selbst für diese oder jene Religionsform oder Kirche zu entscheiden und so hatte er uns weder taufen noch konfirmieren lassen. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb es meiner Schwester so leicht fiel, den katholischen Glauben anzunehmen, wie es ihr Bräutigam verlangte. Schon vor der Hochzeit, und dann gleich in der ersten Ehezeit klagte sie ihm zwar, sie könne vieles von der katholischen Lehre nicht annehmen. Er vertröstete sie, das komme dann schon. Auch die, auf anderem Gebiet sofort fehlende Harmonie werde schon kommen, meinte er. Um dies zu erreichen, schlug er einen seltsamen Weg ein. Meine Schwester verschwand ganz einfach von der Bildfläche. Wäre sie in ein Harem geraten, es hätte kaum schlimmer sein können. Sie durfte nicht ausgehen, der Mann und die Dienboten überwachten jeden ihrer Schritte. Mächte sie, erlaubterweise, einen Besuch, wurde mehrmals dorthin angeläutet, um zu wissen, ob sie noch dort oder schon weggegangen sei. Geld erhielt sie keines in die Hand. Alle Rechnungen wurden monatlich von der Sekretärin des Mannes bezahlt. Kleiner durfte sie sich nie allein bestellen, der Mann begleitete sie zur Schneiderin und wählte aus, was ihm passte. Bücher, die Bekannte ihr zum Lesen sandten, wurden vom Mann abgefangen — wie übrigens alle Korrespondenz — und zurückgeschickt. Irgend ein Eingehen auf Wünsche meiner Schwester gab es nicht. Hingegen verlangte der Mann von ihr jeden Dienst, bis hinunter zum die Tür-vor-ihm-Öffnen und die Schuhe binden. Füge sie sich nicht, brach er in Schimpfen aus, das bis zu Ohrfeigen gediehen konnte. Als nach 9 Monaten das erste Kind ankam, dem, wie der Mann ankündigte, jedes Jahr ein neues zu folgen hätte, brach meine Schwester zusammen. Nach einer Zeit schwerster Depression, die der Mann durch Beizug von Priestern geheilt sehen wollte, ermannte sich die Zwanzigjährige und begann um ihre Rechte zu kämpfen. Es war, als erwachte sie aus einem wüsten Traum. Entsetzt sah sie ihr Leben vor sich, an der Seite dieses starren, ungütigen, ganz auf seine Patriarchenwürde bedachten und von Geistlichen beeinflussten Mannes, der allen Ernstes glaubte, die Frau sei eine, vom Manne zu beherrschende und zu gebrauchende Sorte niedrigeren Menschens, die in völliger Untertunigkeit das Opfer jeglicher Eigenart zu leisten habe, gütig nur — und das noch bedingt — als Mutter seiner Söhne. Sie lehnte sich auf, lief sogar davon, zu den Eltern, sprach mit einem Anwalt über die Möglichkeit einer Scheidung, doch vermochte sie sich gegen die brutale Selbstherrlichkeit des Mannes nicht zu behaupten. Ein zweites Kind wurde erwartet. Nach der Geburt revolutionierte meine Schwester wieder, ging zu den Eltern, sprach neuerdings von Scheidung, aber kroch, schon wegen der Kinder, wieder zu Kreuze. Kürzlich kam das fünfte Kind zur Welt. Und nun, so sagt meine Schwester, halte es nicht mehr aus. Ein unüberwindlicher Ekel vor dem Mann, ein tiefer Hass gegen ihn schüttelte sie. Sie sagt, sie sterbe lieber, als auf diese Weise weiterzuleben. Es ist ihr Ernst. Unsere Eltern, hilflos wie sie sind, verzweifeln. Ich habe meinen Mut zusammengenommen und mit meinem Schwager gesprochen, ihm dargelegt, dass seine Frau zugrunde gehen, wenn nicht eine Änderung in ihrer Lage bewirkt werden könne, und ihm erklärt, worin ich die Erleichterung sähe: meine Schwester nicht mehr als Un-

mündige behandeln, ihr einige Freiheit zu gönnen, ihre Natur zu achten und sie nicht zu mehr Kindern zu zwingen. Er sagte nur, das verstünden wir nicht. Das Glück einer Frau bestehe in der Untertunigkeit und darin, dem Manne Kinder zu gebären. Als ich bemerkte, dann käme nur eine Scheidung in Frage, lachte er, eine Scheidung könne nie in Frage kommen, denn er könnte ja, als Katholik, nicht wieder heiraten, und eine Frau brauche er. Wir sind nun völlig ratlos. Ich frage: Ist der arme Frau zu helfen und wie?»

Antwort:

Die Darstellung der Uebelstände in der Ehe Ihrer Schwester ist erschütternd. Dabei haben Sie die bittersten Erfahrungen der jungen Frau sicher verschwiegen: Demütigungen aller Art vor Kindern und Dienboten, vor allem aber der Zwang auf sexuellem Gebiet, der zum Zerstörendsten gehört, was einer Frau widerfahren kann. Die Fehler, die Ihre Schwester gewiss auch begangen hat, und die eher Ungeschicklichkeiten sein dürften, fallen dagegen gar nicht in Betracht. Doch, so unglücklich die Lage der jungen Frau ist, helfen kann ihr niemand. Sie selbst müsste die Kraft aufbringen, eine Scheidung durchzusetzen. Es ist nun leicht, mit fünf Kindern, sich von deren Vater zu trennen und sie allein zu erziehen, wobei es nicht sicher ist, ob ihr alle Kinder zugesprochen würden. Die Richter sind Männer, an katholischen Orten auch der Kirche wegen gnädig gegen ihre gleichen. Wahrscheinlich müsste sie die älteren Kinder, oder die Söhne, wenigstens später, dem Vater ausliefern, auch würde sie sicher einen dauernden Kampf gegen die Beeinflussung ihrer Kinder, von Seiten ihrer Seelenhüter, auszufechten haben. Wäre sie, so unselbständig wie sie geblieben oder geworden ist, überhaupt fähig, ihr und der Kinder Leben richtig zu leiten? Vermutlich hat sie schon längst die Kraft, klar zu denken und zu handeln, verloren, und ist zu einer befreienden Tat unfähig. Sie braucht aber doch nicht zu verzweifeln. Wenn Sie etwas über Ihre Schwester vermögen, raten und helfen Sie ihr, sich auf das zu besinnen, was ihr als junges Mädchen Freude bereitet: musizieren, singen, basteln, kneten, töpfeln, lesen, philosophieren, malen. Sie soll sich täglich die nötige Zeit erobern, eine ihrer Fähigkeiten, die beste, zu pflegen. Darum soll sie kämpfen, sogar leiden. Die Freude am Gelingen einer Arbeit, an der Lösung einer Aufgabe, an der Erweiterung ihrer Kenntnisse, werden ihr zerstörtes Selbstbewusstsein langsam wieder aufrichten. Mit einem «Hobby» wie man das nennt, schafft sie sich einen eigenen Bereich, in dem der Mann nicht einbrechen kann (wenn sie ihn klugerweise vor ihm schützt) und der ihr Entspannung und damit Zursichfrieren frischer Kräfte bietet. Gelingt es ihr, neben den Pflichten als Mutter, durch Betätigung ihres eigenen Wesens, das heisst durch Besinnung auf sich selbst — sich selbst wieder aufzubauen, ist es möglich, dass ihr nach und nach eine Befreiung aus der jetzigen Fron — in welcher Form ist nicht auszusenden — werden kann. Im übrigen: Gottes Wege sind unerforschlich. TT

Pressebulletin des Schweizerischen

Verbandes für Frauenstimmrecht

Demokratie ja oder nein?

Der geschickte Lausanner Karikaturist René Merminod hat ein Bildchen gezeichnet, auf dem ein stämmiger Sennemann, mit der Stimmkarte ausgestattet, seiner Gefährtin mit eckiger Hand den Mund verschliesst. Eiliche Bürger haben Anstoss daran genommen. Sicher mit Recht. Denn das Bildchen illustriert die merkwürdige Lage der Schweizerfrau, die ihre Bürgerrechte verlangt und der sie der Bürger systematisch verweigert: Es gibt keinen Grund, sehr stolz darauf zu sein. Dieser Hohn auf die Demokratie spiegelt sich noch lebendiger in den letzten Abstimmungen von Genf und Basel: In Genf verlangten am 30. November 1952 39 972 Frauen, stimmen zu können, und am 7. Juni des folgenden Jahres haben 17 967 Männer nein dazu gesagt. In Basel-Stadt waren es am 21. Februar 1954 45 612 Frauen, die das Stimmrecht verlangten; am letzten 5. Dezember wurde es ihnen von 21 123 Männern verweigert. Ist das noch ein demokratisches Gebot? Die Entscheidung der Mehrheit ohne Appellation? Immerhin ist es erfreulich, dass bei dieser vierten Basler Abstimmung nur 1900 Ja-Stimmen gefehlt haben. Es ist ermut-

gend für die Baslerinnen, dass sie seit 1946 dertart an Boden gewonnen haben.

Man muss es verstehen, wenn die Genferinnen sich entschlossen haben, zu ändern als den bisherigen Propagandamitteln: Plakat, Flugblatt, Vortrag zu greifen. Sie werden bei jedem Umhang ihr Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten des Kantons kundtun. Bei den Regierungsratswahlen vom 5. Dezember hielten sich in der Nähe des Wahlbüros Frauen auf, denen der Mund durch ein Heftpflaster verschlossen war. Verschiedene Bürger zeigten sich darob irritiert — war ihr Gewissen doch nicht ganz rein? Der Genfer Frauenstimmrechtsverband hat auch von sich aus einen Kandidaten vorgeschlagen, der freundlich seinen Namen dazu hergab, obwohl er gar nicht Lust hatte, seinen Lehrstuhl der Chemie mit einem Regierungssitz zu vertauschen, so wie es den Frauen auch nicht um die Wahl an sich zu tun war. Sie wollten dadurch nur zeigen, dass sie ihrem Kanton mit der Stimmkarte dienen möchten, dem einzigen wirksamen Mittel, sich Gehör zu verschaffen und zu erhalten, was man verlangt. FS.

Bedeutende Frauen

Die Universität Madrid hat eine Frau zum ordentlichen Professor für Geschichte der Erziehung ernannt. Zum Dr. phil. honoris causa wurde von der Universität Bern Elisabeth Müller, Schriftstellerin, ernannt, als Dank für ihr aufbauendes Werk für die Familie; die theologische Fakultät derselben Universität verlieh Dora Scheuner den Ehrendok-

tor, für ihren Beitrag an der kritischen Ausgabe der Werke Calvins. — Die Stadt Bern bedachte mit einem Literaturpreis Dr. Charlotte v. Dach, Redaktorin am «Bund». — Der Kunstpreis der Stadt Zürich ging an die Malerin Helen Dahm, als Ehrung ihres Gesamtwerkes. — Frau Dr. phil. und med. Tschudi-Steiner, Assistentin am pharmazeutischen Institut der Universität Basel, bekam als Privatdozentin einen Lehrauftrag für pharmazeutische Spezialitäten. — Die Schriftstellerin Regina Ullmann erhielt den Literaturpreis der Stadt St. Gallen. FS.

Der 38. Schweizer Mustermesse entgegen

Die Platzierungsarbeiten für die 39. Schweizer Mustermesse, Basel, vom 16. bis 26. April 1955, gehen dem Abschluss entgegen, so dass sich das Bild der kommenden Veranstaltung bereits in grossen Zügen überblicken lässt. Alle Hallen werden wieder voll besetzt sein. In manchen Abteilungen hat die Nachfrage den verfügbaren Raum abermals erheblich überstiegen, so dass gewisse Einschränkungen in der Platzteilung und sogar Absagen nicht zu vermeiden waren. In allen Fachgruppen wird die Schweizer Mustermesse 1955 ein anschauliches Bild von der Leistungskraft der schweizerischen Industrien und Gewerbe vermitteln. Grösser und eindrucksvoller als je wird sich insbesondere die Abteilung Werkzeugmaschinen präsentieren. Sie beansprucht bedeutend mehr Platz, als durch das turnusgemässe Fernbleiben der Textilmaschinen frei geworden ist.

Frauen diskutieren über den Entwurf für ein Mutterschaftsgesetz

Die Frauenzentrale Winterthur mit ihren angeschlossenen Vereinen, den politischen Frauengruppen und dem Stimmrechtsverein hatte zu einer Orientierung über den Entwurf zu einem Bundesgesetz über die Mutterschaftsversicherung und die Neugestaltung des Kranken- und Unfallgesetzes eingeladen.

Das orientierende Referat hatte Dr. Derron aus Zürich, Mitglied der Expertenkommission, übernommen. Er führte die Anwesenden in klarer, knapper Form in das Wesentliche dieser ebenso wichtigen wie komplizierten Fragen ein. Zunächst ging er auf die bestehende Ordnung im KUVG ein, wie sie seit 1911 besteht. Diese kennt kein allgemeines, schweizerisches Obligatorium, sondern überlässt die Entscheidung darüber den Kantonen, diese ihrerseits den Gemeinden. Bisher haben nur sieben Kantone weder auf kantonaler noch kommunaler Basis ein Obligatorium eingeführt. Als Träger der Versicherung werden die Krankenkassen anerkannt und vom Bund subventioniert. Zwei Drittel der Bevölkerung, das heisst 3.3 Millionen sind heute versichert für Summen, an welcher der Bund 1940 elf, 1952 31 Millionen beitrugen hat.

Der Wunsch und die Vorarbeiten für eine Revision des KUVG von 1911 gehen bis vor 1947 zurück: Die Kassen wünschten grössere Beiträge der öffentlichen Hand, die Versicherten grössere Beiträge, Verlängerung der Bezugsdauer, Anerkennung der neuen Therapien und Heilmittel. Durch die Forderung grösserer Bundesmittel ist eine dem Volk zu unterbreitende Revision notwendig geworden. Eine Expertenkommission, in der auch drei Vertreterinnen der Frauenorganisationen Sitz und Stimme hatten, hat einen Bericht und einen Vorentwurf ausgearbeitet. Die politischen Linksparteien mit ihren stets wachsenden Forderungen nach vermehrter Verstaatlichung aller Fürsorgegebiete möchten eine Vermehrung der Prämienzahl zur Verkleinerung des Risikos, höhere Prämien, besseres Heranziehen der finanzkräftigen Kreise, alles Forderungen, die die Einführung des Obligatoriums herbeiführen sollen. Da bereits bedeutend erhöhte Leistungen der Krankenkassen bei langandauernden Krankheiten wie Tuberkulose, Kinderlähmung usw. erreicht worden sind, scheint in weiten Kreisen für ein allgemeines Obligatorium keine grosse Neigung vorhanden zu sein.

Neu ist die in Frauenkreisen schon längst geforderte Mutterschaftsversicherung zur Diskussion gestellt worden, und heute liegen nun der Bericht der Expertenkommission über die Revision des KUVG und ein Entwurf für eine Mutterschaftsversicherung bei den Behörden, Parteien und daran interessierten Verbänden zur Vernehmlassung und Antragstellung an den Bundesrat.

Um es vorweg zu nehmen: Die Vorschläge für die Mutterschaftsversicherung gehen nach allgemeiner Auffassung sehr weit. Weniger vielleicht in Beziehung auf die vorgesehenen Leistungen als auf die Forderung eines Obligatoriums für alle Frauen, ledig oder verheiratet, vom 19. bis zum 50. Altersjahr, mit Ausnahme der sehr vage bezeichneten «sehr gut Situierten», die rund fünf Prozent aller Frauen ausmachen würden. Nun leisten aber bereits heute die Krankenkassen an alle bei ihnen versich-

erten Frauen Mutterschaftsbeiträge, das heisst Spital- und Arztkosten, so dass ein Obligatorium für alle Frauen, auch die Ledigen, in weitesten Frauenkreisen auf heftigsten Widerstand stösst, besonders bei der vorgesehenen Einkommensgrenze von 14 000 Franken, die von ledigen selbstverdienenden Frauen nur in seltenen Ausnahmefällen erreicht wird. Gegenüber der jetzigen Ordnung durch die Krankenkassen unterscheidet der Vorentwurf Pflege- und Geldleistungen und eine Verlängerung der Stillprämien; diese letztere wäre im Interesse der Kinder als Fortschritt zu empfehlen, ebenso wie die auf vier vor der Geburt und eine nach derselben vorgesehenen Kontroll-Untersuchungen. Von der Einbeziehung des Erwerbsausfalles wurde abgesehen, da für alle unter Fabrikgesetz arbeitenden Frauen die Frage durch die Arbeitsverträge geregelt ist. Neben der jetzt gültigen Schonzeit der Mutter von sechs Wochen nach der Niederkunft sind noch zwei Wochen vor derselben vorgesehen, eine sicher in vielen Fällen sehr berechtigte Forderung.

Ueber diese, die wichtigsten Hauptpunkte berührenden Mitteilungen des Referenten erhob sich eine lebhaft Diskussion. Ausser der anwesenden Vertreterin des Bundes Schweiz, Frauenvereine, die eine überzeugte Lanze für den Vorentwurf brach, machte sich in der sehr benützten Diskussion eine lebhaft Kritik am Vorentwurf bemerkbar. Vor allem wurde das Obligatorium unter das nach dem Vorentwurf 95 Prozent aller Frauen fallen würden, eindeutig als unannehmbar bezeichnet. Es wurde davor gewarnt, stets mehr durch staatliche Eingriffe den Willen zur Selbsthilfe, zur Unabhängigkeit zu schwächen, dann äusserte sich sehr lebhaft der starke Widerstand der Ledigen gegen eine Lastentragung für etwas, das das Leben ihnen vielleicht für immer versetze. Es fiel ein Vorschlag zu einer beträchtlichen Herabsetzung der Einkommensgrenze und eventuellen Verabreichung in Naturgaben wie Nahrungsmitteln usw., wodurch ein Missbrauch der Prämien für andere Zwecke ausgeschaltet würde. Ebenso wurde eine gleichwertige Entschädigung für Haus- wie für Spitalgebühren verlangt, wie auch für verlängerte Beiträge für Neugeborene, die längerer Spitalpflege bedürfen, und Prüfung des Erwerbsausfalles für die Frauen, die nicht unter Fabrikgesetz stehen.

Aus der sehr kritisch eingestellten Diskussion ging deutlich hervor, dass die Frauen im allgemeinen wohl bereit sind, sich für ein vernünftiger begrenztes Obligatorium einzusetzen, das nicht in weiten Kreisen die Freude an der Verantwortung für die Familie untergraben müsste, sobald das Kinderhaben allzusehr eine finanzielle Angelegenheit würde.

Denn es ist eine Tatsache und entspricht der heutigen Mentalität, dass überall da, wo die Krankenversicherung für alle Einwohner obligatorisch ist, auch in den vermöglichen Kreisen niemals oder höchst selten auf die Prämien verzichtet wird. Dasselbe Erfahrungen macht man bei der AHV. Eine menschlich sehr wohl verständliche Tatsache, die aber die öffentliche Hand unnötig belastet. Nachdem der Referat vor einem Ueberspannen der Forderungen gewarnt hatte, musste er vom Verlauf der Diskussion befriedigt sein. El. St.



ste seine Hand ausstreckte, begann sie zu wedeln, freudig zu belien und an ihm aufzuspringen.

Kurze Zeit darauf befand sich Dilna in Gesellschaft ihres ersten Meisters auf einem grossen Schiff. In alter Vertrautheit spazierte sie zusammen auf dem Deck. Ein tiefes Blau umgab sie, eine unermessliche Weite. Im Rhythmus des geteilten Wassers rauschte das Schiff dahin, dem Fernen Osten zu, und die Wellen zogen weite Kreise.

Dilna fuhr nach China.

Mit dem Kanu ins Pestgebiet

* Von Jan de Hartog

Der Faden, der die Traumgestalt mit der Welt verband, war kaum mehr zu spüren, als sie an eine Stromschnelle kam, wie sie deren jeden Tag passierten und die auf einmal anders war.

Er stand auf einer Felsenklippe im weissen, schäumenden Gischt, während die Kulis schreiend die Praue durch das tosende Wasser zogen, da verstummten plötzlich die Stimmen und die braunen Gestalten standen unbeweglich und blickten alle auf etwas, das die Welt veränderte.

In einer kleinen, stillen Bucht hinter einem Felsblock lag ein halbwüster Leichnam — zwei magere Arme wiesen zum Himmel und das flussende Wasser zog Kreise um zwei hochgezogene knöcherne Knie; der Kopf war im Wasser versunken, nur die Haare bewegten sich wie schwimmendes Seegras an der Oberfläche. Aber es war nicht der

Tod, der alle wie versteinert nach dem Leichnam blickten liess, es waren die Beulen an den Armen, faustgross, schwarze Beulen. Es war die erste Pestleiche.

In dem Augenblick schoss eine der Praue zurück, die Kulis sprangen hinein, kletterten sich an den Rand, schlangen sich über die Bordwände, das schmale Boot drehte sich im Kreis und glitt schaukelnd und schlingend stromabwärts, nach Hause. Da zerriss der Faden, der zwischen Leben und Tod gespannt war, und Doktor Zörgdrager stand hochaufrichtig auf seiner Felsenklippe, an der das Wasser aufschäumte und brauste, und schrie: «Halt! Halt, zum Henker, halt!» Und als sich auch die anderen Praue in einem wilden Aufruhr des Entsetzens zu fliehen anschickten, riss er das Gewehr von der Schulter, legte an und schoss. Er hatte noch nie in seinem Leben geschossen, die einzige Waffe, die er jemals getragen hatte, war das zerbrochene Gewehr, das er als Abzeichen im Knopfloch trug, seitdem Bert ihn für zehn Cent im Vierteljahr beim Jung-Friedensbund hatte einschreiben lassen. Jetzt knallte der Schuss dumpf durch das Tosen des Wassers, der Kolben stiess hart gegen seine Schulter, in der zweiten Praue sprang ein Splitter vom Rand, und die Kulis duckten sich nieder. Er schoss noch einmal — der scharfe Geruch von Pulverdampf wehte vorbei. Da begann der Mandur zu brüllen, mit Fäusten zu drohen, Schläge und Fusstritte auszuheilen. Er jagte die Kulis in die Stromschnelle hinein, sie legten sich winselnd in die Tafe und schlepten die Praue durch das tosende Gefälle hinauf bis dorthin, wo das Flussbett wieder flach und eben war. In der Ferne verschwand das flüchtige Boot: eine Büchse D. G., vier Büchsen Anti-

Pest und der Lotse, der einzige Mann, der den Weg nach Rauwate wusste.

«Mandur! rief Doktor Zörgdrager.

Der Mandur platschte durch das Wasser zu ihm hin und vernichte sich: «Saja tuan besaar . . .

«Trag die Kiste da an Land.»

«Baik tuan besaar . . .

Damit platschte er wieder von ihm weg ans Ufer, den Kopf unter der Medizinkiste begraben. Er setzte sie ehrfurchtsvoll nieder, niemand rührte sich, aber alle sahen zu, wie der Doktor die Kiste öffnete, eine Nickeldose, eine Flasche und ein Paket Watte herausnahm, wie er aus dem zunächst bedächtigsten Blick eine Büchse holte, sie öffnete und einen Satz Holzschichteln herausnahm, in denen Flüssigkeiten ohne Hals nebeneinanderlagen. «Intramuskulär vier cem» stand darauf. Er verabreichte zwölf Injektionen in zwölf zitternde braune Hinterbacken, nachdem er sich zuerst selbst in den Unterarm gespritzt hatte, um den ihn bang Umstehenden zu zeigen, dass er sie nicht ermorde. Sie wehrten sich nicht, gaben keinen Laut von sich und zitterten nur wie ängstliche Kinder. Dann verwarf er die Instrumete wieder in der Kiste, verschloss sie und sagte zum Mandur: «Jetzt braucht niemand mehr vor der Pest Angst zu haben, niemand kann krank werden. Ich nehme die erste Prau mit der Karte, nimm du die letzte. Wer eine Fluchtbewegung macht, den schiesse ich nieder. Ueberstet das.»

Der Mandur begann zu den Kulis zu sprechen. Doktor Zörgdrager verstand nicht, was gesagt wurde, er sah die Kulis nicht mehr, doch er war zu seiner Prau zurückgegangen. Von dort sah er, dass aller Augen mit einer Ehrfurcht auf ihn gerichtet

waren, wie noch nie ein Sterblicher auf ihn geblickt hatte. Aber er empfand keine Genugtuung darüber, es überraschte ihn nicht einmal, er stellte es nur fest und dachte: Gut, zwölf Tage haben wir noch zu fahren, zehn Tage verleiht die Injektion eine erhöhte Anfälligkeit; wenn wir ankommen, werden sie immun sein. Er kam nicht auf den Gedanken, dass ein Wunder geschehen sei, dass ein neuer Mann erstanden war, mitten im Herzen des Urwaldes: Dr. Zörgdrager vom DVG. Der junge Bursch, der Hasenfuß, der Reisende ohne Bestimmung hatte sich in dem Augenblick verwandelt, da die Pest die Wirklichkeit geworden war. Der schwarze Tod aus dem Gesichtsbüchlein, die farbigen Tafeln aus Menckes «Tropenkrankheiten», das einstige Kolleg eines alten Professors in weissem Mantel waren Wirklichkeit geworden und forderten ihn in die Schranken.

«Oleee-eeeh! rief er.

Die Kulis sprangen in die Praue, ergriffen die Ruder stiessen ab und sangen ihm nach. Sein Boot fuhr voraus, an der Spitze des Zuges. Er breitete die Karte aus und legte den Kompass darauf. Hundertmal konnte er noch in die Irre gehen, bevor er der Pest an den Leib durfte. Aber nicht, Doktor Berts Jansen, ich werde dich zu finden wissen, und wenn es ein Jahr dauern sollte.

«Oleee-eeeh . . . sangen die Kulis, «Oleee-eeeh . . .

Unter dem Sonnendach konnte ein Mann nicht aufrecht sitzen, und es war auch falsch, im Dunkeln zu bleiben — sie mussten ihn sehen, vom Morgen bis zum Abend, das Gewehr im Anschlag, ohne einen Augenblick der Unaufmerksamkeit. Er brach das Dach ab.

* Aus Jan de Hartog: «Gottes Trabanten». Erschienen bei der Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Das Lob des Schabziegers — einer Glarner Delikatesse

Ein Morgenessen ohne Schabzieger ist wie ein gutes Mittagessen ohne Suppe, ihm fehlt der Boden, ihm fehlt die Würze! Ja, rümpft nur eure zimperlichen Nasen ob dem herben Geruch, welchen das grüne Stöckli auf dem Morgentisch verbreitet. Ihr wisst eben kulinarische Genüsse nicht zu schätzen, wisst nicht wie wunderbar frisch und herb geschaber Zieger auf einer dicken Anken-schnitte den Gaumen kitzelt, den Appetit anregt und dem Magen guttut. Ja, wenn der Schabzieger einen schönen fremdklingenden Namen hätte, wenn er wie «ham and eggs» zum englischen Frühstück gehörte — apropos: auch auf einem Spiegelei kann eine Prise Schabzieger wunderbar würzen — dann würden alle Feinschmecker, die dem noch schärfer schmeckenden grüngen Schimmelkäse zusprechen, nur weil er die hochtrabenden Namen Gorgonzola oder Roquefort führt, dann würden alle den heimischen Schabzieger mehr ehren. Nein, kein Wort gegen das Marmorgäcker des Roquefort und Gorgonzola — auch diese beiden Käse lasse ich mir nach einem guten Essen als Gefolge gefallen, aber mit dem Schabzieger verbindet mich eine alte Freundschaft. Da kam dann und wann ein kleines verhetzeltes Männchen mit runzeligem Angesicht, trug auf dem Rücken einen Tragkorb, aus dem ein Geruchlein aufstieg, als wäre darin Alpenluft eingepackt gewesen. Dieser Hausierer gehörte zu meiner Jugend wie die längst von den Strassen verschwundenen Laternenanzünder, Schirmflicker, Scherenschleifer und Sandgusti, und jedesmal war es ein kleines Fest, wenn der Mann bei uns die Glocke zog und beim Öffnen der Türe sein Sprüchlein hersagte:

He, wer chaut es Ziegerstöckli?
Wähli, er isch stei-bel herrt!
Chänd, versueched nur es Möckli,
Was er choschtet, isch er wärt!

Steinbeinhart, das war damals sehr wichtig. Heute verlangen wir das nicht mehr unbedingt. Und der Zieger wird auch auf andere Art und Weise vertrieben, nur selten noch bietet ihn ein Hausierer an. Das soll aber alle die Feinschmecker, die das Würzige, das Scharfe lieben, die tränenreiche Meerrettichsauce, Senf, Paprika, Worcester-sauce und all die herrlichen Kräutlein Majoran, Tymian, Basilikum am Braten nicht hindern, den so missachteten und verschmähten Schabzieger wieder mehr zu geniessen. Er war sogar einmal Gegenstand einer Doktorarbeit. Oder bedarf es des Zeugnisses eines Kirchenpaters? Denkt an Goethe, der seinen Rotwein nicht minder sorgfältig auswählte als die Worte für seinen Faust, macht einmal die Probe, lasst eure Zungenspitze das Erfrischendste und Herrlichste kosten, was der Morgentisch bieten kann.

Jenes Kräutlein, das dem Zieger die echte Würze gibt, ihn zur Spezialität macht, ist drüben in Klein asien beheimatet, dort wuchert es wild an den Hängen des Kaukasus. Wie es zu uns kam, das bleibt ebenso ein Geheimnis, wie manche andere Verpflanzung von Blumen, Kräutern und Bäumen in fremde Landschaften. Siebengezeit taufte man diese Kleearzt, weil sie siebenmal am Tag ihr Geruchlein ändern sollte. Das Ziegerkraut oder der Ziegerklee war schon bei den alten Griechen eine Kulturpflanze zur Herstellung von Arznei gegen Harnbeschwerden. Von dort kam er sehr wahrscheinlich durch Kreuzritter in die Arznelgärten der Klöster St. Gallen und Stein-Säckingen. Dort mögen die Klosterfrauen zum erstenmal den Glarner Zieger mit diesem Kräutlein gewürzt haben und aus dem Wort Siebenzeit ist später die Abwandlung Schabzieger und erst viel später Schabzieger entstanden. Unser geduldet, witschmecker der Glarner Zieger wird erstmals im 15. Jahrhundert erwähnt. Damals streiften Söldner, welche im Dienste des Abtes Ulrich VIII. standen, der Rheingrenze entlang und besaßen als Proviant Haber-mehl, Thurgauerklee und Glarner Zieger, waren doch die Glarner seit dem achten Jahrhundert unter der Grundherrschaft des Klosters von Säckingen — darum führen sie ja auch in ihrem Banner den heiligen Fridolin als Schutzpatron — der niemals glarnerischen Boden betreten hat, dessen Reliquien aber im Dom zu Säckingen aufbewahrt werden. Die Landsgemeinde von 1464 aber verordnete, offenbar, weil Schabzieger oft gefälscht worden war, dass künftighin jeder Hersteller seinen Zieger gut und sauber machen solle, wohl umschlagen, salze und stampe und jeder sein Zeichen in der Rinde anbringen müsse, damit man wisse, woher das Produkt komme. Glarner Zieger ist ja auch oft nachgeahmt, sogar im Ausland fabriziert worden.

Freilich, den wirklich echten und guten, nach alten traditionellen Rezepten hergestellten, der kann nur im Senn- oder Linthal gemacht werden, wie die besten Basler Läckeli eben nur aus Basel kommen können. Schon der Schweizer Reformator und Chronist Johannes Stumpf erwähnt in seiner Chronik das Landesprodukt und Sebastian Münster, Professor der Theologie in Basel, gedachte in seiner weitverbreiteten «Cosmographie» des Schabziegers mit schmeichelnden Worten. Der durch seine naturwissenschaftlichen Forschungen berühmte gewordene Zürcher Stadtrat Johann Jakob Scheuchzer, der massgebend an der Erforschung der Alpen beteiligt war, nannte in seiner «Naturgeschichte des Schweizerlandes» — den Glarnerzieger eine eigentliche Arzneispeise. Schliesslich doktorierte 1755 der Glarner Konrad Schindler in Basel mit einer Dissertation über das Landesprodukt aus Mollis. «De caso Glaronensium rasili viridi» und pries dieses zur Hebung der Volksundheit der heimatischen Bevölkerung. Fast vergessen hätten wir Conrad Gessner, der 1541 über die Milchwirtschaft von Glarus schrieb: «Es schien daher diese Arbeit für euer Volk nicht unpassend, von welchem ein grosser Teil sich mit Viehzucht beschäftigt und zu mancherlei Speis verarbeitet, worunter insbesondere der berühmte Schabzieger gehört, der mit gewürzten Kräutern vermischt, bei allen Fremden, zu denen er gebracht wird, in grosser Gunst steht.»

So ist es wohl begreiflich, wenn Spottvögel den Glarnerzieger unter den vier Elementen der Schweiz für die Erde, den Zürcherwein für das Wasser, die Bündnersprache für die Luft und die Freiburgermünze für das Feuer ausgaben. All denen, welche den köstlichen Kräuterklee bis heute missachtet haben, bewiesen wir nun, dass wir uns gar nichts vergeben, wenn wir ihm zusprechen, und damit der Appetit noch etwas mehr angeregt werde, wollen wir gleich kurz erzählen, wie Schabzieger gemacht wird. Er ist ein Sauermilchprodukt. Die erhitze Milch wird zum Scheiden gebracht, der Zieger abgeschöpft und einem Gärungsprozess unterworfen, später wird der Rohzieger mit pulverisiertem Klee — der sehr eiweissaltig ist — in Ziegermühlen gemischt und in kleine, konische Kübelchen gedrückt, die dem fertigen Produkt dann die Form der Stöckli geben. Früher, als der Export noch blühte und der Schabzieger bis zu den Antillen wanderte, wurden vierzig Stöckli in kleine Fässer verpackt und so versandt. Leider ist nicht nur der Inlandkonsum, sondern auch der

Export stark zurückgegangen und die Zeiten, da glarnerische Handelsleute auf eigenen Schiffen von Ziegebrück bis nach Holland Schiefertafeln und Schabzieger beförderten, sind längst vorbei.

Das Ziegeerleben wie es Scheuchzer noch umständlich beschrieben hat, ist heute auch modernisiert worden. Im Prinzip aber ist die Herstellung noch die nämliche wie in alten Zeiten. Freilich kann man den Schabzieger auch pulverisiert in Streudosen kaufen. Köstlicher allerdings mundet er, wenn man ihn vom Stöckli selber abschabt und zugleich auf eine dickgestrichene Anken-schnitte streut, erst dann werden die herben Alpenkräuterdüfte frei, kitzeln leise die Nase und lassen die Zungenspitze leise Sprünge machen im Vorgefühl des köstlichen Geschmacks, den uns die Glarner beschenken wollen. Herrlich ist der Zieger auch zu Geschwellten; echte Glarner lieben sogar Teigwaren, Mais und Reis mit dem grünen Käse bestreut und gewürzt, ihr alle aber, die es noch nie versucht habt, nie ein dickes Stück Brot mit «Lus-salbi» bestreichen habt, euch ist der Eintritt in ein kulinarisches Paradies unerschlossen geblieben.

Hans Heini Baseler

Auf dem blinden Fleck . . .

Noch immer ist mir jenes Experiment in Erinnerung, mit dem uns unser Sekundarlehrer den blinden Fleck auf der Netzhaut unseres Auges demonstrierte: zwei Kreise auf dem Boden, auf die sich entsprechend zwei Schüler zu stellen hatten, ein Kreuz auf der Wandtafel; Kreise und Kreuz so aufeinander abgestimmt, dass der eine der Schüler, fixierte er das Kreuz, seinen Mitschüler im seitlichen Sehen geköpft erblickte, weil der Kopf gerade auf den blinden Fleck der Netzhaut gerichtet war.

Manchmal sind wir Frauen versucht zu denken, dass auch die Seele des Mannes einen solchen blinden Fleck besitzt und dass es justament die Frau ist, auf die dieser blindes Seerieflecken des Mannes gerichtet zu sein scheint. Wir denken dabei vor allem ans öffentliche Leben. Denn hier hat der Mann die Frau ja ganz besonders vergessen. Er zählt nicht mit ihr (oder tat es doch bis vor kurzem kaum), sie ist einfach nicht für ihn vorhanden, oder dann nur als Arbeitstierchen, das ausführt, was er auszuführen bestimmt. Ja, die Frau sitzt auf dem blinden Fleck des Mannes.

Dass das nicht nur im Staat der Fall ist, sondern überall, davon spricht eindrücklich eine kleine Schrift, die der Verband Schweizerischer Konsumvereine (VSK) letzten Herbst herausgab. Es handelt sich um einen Vortrag, den Ch.-H. Barbier, Direktor der Abteilung für Presse und Propaganda des VSK, an einem Sonderkurs für Genossenschaftlerinnen, unter dem Patronat der UNESCO, letzten Sommer im Schloss La Brévière (Frankreich) hielt. «Que faisons nous de nos forces vives?» («Wie nutzen wir unsere lebendigen Kräfte?») — das Schriftchen ist deutsch und französisch erhältlich — darum geht es dem Vortragenden. Mit den lebendigen Kräften aber sind die Frauen, wir Frauen, gemeint. Aus den Ausführungen Barbiers geht hervor, dass auch in der Genossenschaftsbewegung die Frau bis jetzt vergessen worden ist. Das ist dort besonders merkwürdig oder doch störend, weil die Genossenschaft ja so sehr auf die Frau als Käuferin angewiesen ist. Zwar lockt die Genossenschaft die Frau in der Reklame damit an, dass sie behauptet, der Laden der Konsumgenossenschaft sei «ihr» Laden, das heisst, der Laden der Frau. Doch wo sind die Konsumgenossenschaften, in denen Frauen wirklich entscheidenden Einfluss haben und nehmen können? Der Vortrag bringt leider keine Zahlen. Aber aus der ganzen Klagelade — denn eine Klage über den Mangel an Frauen in der Genossenschaftsbewegung kann die kleine Schrift genannt werden — darf geschlossen werden, dass die Frau zahlenmässig gar nicht oder nur ungenügend vertreten ist.

Dass es ein Mann ist, der sich über den Mangel an Frauen beklagt, muss uns aufhorchen lassen. Was bedeutet das? Ist daran einzig die Hochkonjunktur schuld? Fehlt es eben wie überall an geeigneten Persönlichkeiten, um wichtige Posten neu zu besetzen und kommt man deshalb auf den Gedanken, würde die Frau zu vermehrter Mitarbeit herangezogen, so wäre die Auswahl an solchen geeigneten Persönlichkeiten grösser und somit könnte ein Grossbetrieb, wie ihn die Genossenschaften gewöhnlich darstellen, leichter den richtigen Menschen, sei es nun Mann oder Frau, für den richtigen Platz zu finden?

Aber Barbier ist es nicht um eine zahlenmässige Zunahme von Kräften für die Genossenschaft zu tun, sondern er ist überzeugt, dass die Kräfte, die durch die Frau der Genossenschaftsbewegung zugeführt würden, so andere Art als diejenige der Kräfte des Mannes sind, dass diese Kräfte anderer Art eben nötig wären zur Ergänzung dessen, was der Mann leistet. Der Genossenschaftsbewegung hat also — darf geschlossen werden — immer etwas gefehlt, wird immer etwas fehlen, solange die Frau nicht ganz und aktiv einbezogen wird.

Warum hat denn bis jetzt der Genossenschaftler die Frau übersehen und warum wehrt er sich auch jetzt noch dagegen, der Frau eine aktivere Rolle zu überlassen? Barbier glaubt, der Mann habe Angst vor der Frau als einem vielschichtigen Wesen und vor «der Komplikation der Denokratie», die bei einer Mitarbeit der Frau entstehen könnte. Aber diese Ängste sollten überwunden werden, denn nur die Frau als erfahrene Käuferin könnte — immer nach Barbier — wirklich durchgreifende, neue Ideen in die Genossenschaft hineinbringen. — Uebrigens stellt er auch noch ein ganzes Programm auf, wie die Frau zur Genossenschaftlerin erzogen werden könnte. Denn es ist klar: wenn die Frau mit-tätig sein soll, so genügt es nicht, dass sie in sich Anlagen und Fähigkeiten zur Mitarbeit schlummern fühlt. Diese Anlagen und Fähigkeiten müssen geweckt und geschult werden. Ein Talent, das man

nicht braucht, verkümmert oder entfaltet sich überhaupt nie.

Wenn der Vortrag auch stark auf die Genossenschaftsbewegung zugeschnitten scheint, so ist er doch anregend für jede Frau, denn alles was Barbier auf die Genossenschaftsbewegung bezieht, kann sehr leicht aus Allgemeine übertragen werden.

Im Anhang sind dem Schriftchen ein gutes Dutzend interessanter Zitate aus dem Buch von Paul Lapié: «La femme dans la famille» (Verlag Octave Doin, Paris, 1908) beigegeben. Hier einige Musterchen:

«Jedemal, wenn man einem menschlichen Wesen grössere Rechte zuerkennt, heisst das, dass man seine Meinung von ihm ändert. Man befreit einen Sklaven, weil man entweder seine persönlichen Vorzüge schätzen lernt oder ihn als Menschen anerkennt. Wenn die Würde der Frau in der Familie und in der Gesellschaft höher gestellt wird, so kann das nichts anderes bedeuten als dass man sie höher schätzt.»

«Wir lesen bei Aristoteles, die Frau sei eine Zwischenstufe zwischen Kind und Mann: bei Cicero sei sie schwach von Geist; in den muslimanischen Schriften, ein Mann gelte zwei Frauen; in den japanischen Sprüchen, die Männer hätten mehrere Seelen, die Frau nur eine.»

«Es steht nirgends fest, dass die Frau nicht glücklich sein könnte, ohne einen Beschützer zu haben. — Je grösser ihre aktive Rolle in der Gesellschaft wird, desto mehr Erfahrung erwirbt sie, und desto weniger braucht und wünscht sie den Schutz des Mannes. — Es steht nirgends fest, dass die Frau nicht glücklich sein könnte, ohne in ihrem Manne zugleich ihren Abgott zu sehen.»

Anneliese Villard

Neue Kurse der Volkshochschule Zürich

In der Woche vom 10. Januar beginnen 13 neue Kurse, für die weitere Anmeldungen noch entgegen genommen werden. Eine von den Professoren E. Staiger, Th. Spoerri, Max Wildi und Fritz Ernst gemeinsam mit Dr. H. Schumacher und Dr. F. Güttinger durchgeführte Vortragsreihe widmet sich dem Humor in der Weltliteratur. Pro-

fessor M. Bertschinger spricht in englischer Sprache über H. G. Wells, John Galsworthy und W. S. Maugham als Gesellschaftskritiker, während Dr. A. Betteh die Leitung einer literarischen Arbeitsgemeinschaft über Goethes Wahlverwandtschaften übernimmt. Zwei Architekten, Berta Rahm und Lisbeth Sachs, zeigen an praktischen Beispielen der Innenarchitektur, wie sich Küche, Bad, Wohn- und Schlafzimmern am besten einrichten lassen; musikalisch interessierten gibt Professor F. Brenn eine Gesamtdarstellung des gregorianischen Choralis. Ausserdem weist das Programm fünf Kurse aus dem Bereich der Technik, der Geographie und der sozialen Wissenschaften auf. Professor E. Honegger orientiert im Maschinenlaboratorium der ETH über die künstlichen Fasern in Textiltechnik und Bekleidung. Dr. H. Burkhardt gibt an Beispielen von Wanderungen durch die Schweiz eine Einführung in die Volkskunde und Professor H. Bernhard stellt die Besonderheiten der Skandinavischen Halbinsel dar. Die Stellung der Frau in Skandinavien, in USA, Grossbritannien, Estland, Italien und in der Türkei wird im Kurs «Die Frau in anderen Ländern», von sechs mit diesen Ländern eng verbundenen Dozenten in ihren Verschiedenheiten und Vorzügen dargestellt, und sieben Dozenten, darunter alt Bundesrat Professor M. Weber, gewähren einen umfassenden Überblick über das Genossenschaftswesen in der Schweiz, seine Formen, Zwecke, Ergebnisse und Probleme.

Drei Kurse finden in Oerlikon und Schwamendingen statt: Oberarzt Dr. F. E. König klärt die weibliche Bevölkerung auf über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett; Dr. Elli Weber übernimmt einen Elternkurs über Kinderpsychologie und Professor Peter Meyer führt in sechs doppelstündigen Vorträgen in Kunst und Kunstgeschichte von den Anfängen der menschlichen Kultur bis in die Gegenwart ein.

Kleine Rundschau

Eine Geschmacklosigkeit sondergleichen

Die französische Champagnerindustrie hat für die Kathedrale von Reims ein Kirchenfenster gestiftet. Es zeigt in roten und blauen Glasscheiben jene Berufe, die an der Herstellung des Champagners beteiligt sind. Ausserdem sind der Erfinder des Champagners, Perignon, und die Wappen von 40 Orten aus der Champagne darauf abgebildet.

Veranstaltungen

Bern: Schweiz. Lyceum-Club, Gruppe Bern, Theaterplatz 7, 2. Stock. Freitag, 14. Januar, 16.15 Uhr: Feierstunde zu Ehren von Dr. Albert Schweitzer's 80. Geburtstag. Elsa Lauterburg-Bonjour liest aus seinen Werken vor. Susanne Baumgartner, Alt; Marguerite von Siebenethal, Violine; Gabrielle Hauswirth-Bornand, Klavier; singen und spielen von Joh. Seb. Bach: 1. Arie aus der Kantate Nr. 103: «Kein Arzt ist ausser Dir zu finden» für Alt mit obligat. Violine und Klavier; 2. Sonate in G-dur für Violine und Klavier. 3. Arie aus der Kantate Nr. 86 «Ich will doch wohl Rosen brechen» für Alt mit obligat. Violine und Klavier. Freiwillige Kollekte zugunsten des Spitals in Lambarene am Ausgang.

Zürich: Schweizerischer Verband der Akademikerinnen. Monatsversammlung Dienstag, den 11. Januar 1955, 20.15 Uhr, im Lokal des Lyceumsclubs, Rämistrasse 26: Diskussionsabend über die Mutterschaftsversicherung.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoens, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Henzel
Zürich 3
Birmensdorferstr. 420
Chemische
Reinigungsanstalt und Färberei
Moderne
Teppich- und Steppdecken-Reinigung
Telefonieren Sie 33 20 55
Unsere Autos holen und bringen alles

Filialen:
Rosengasse 7 Tel. 32 41 48
Stauffacherstrasse 28 Tel. 23 35 61
Kreuzplatz 5 a Tel. 24 78 32
Gotthardstrasse 67 Tel. 25 75 76
Birmensdorferstrasse 159 Tel. 33 20 82
Albisstrasse 71 Tel. 45 01 58
Oerlikonerstrasse 1 Tel. 24 62 70
Wettingen/Bahnstrasse 56 Tel. 4 60 08

BE CO
SCHAFFHAUSERSTR. 32
ZÜRICH TEL. 051/26 23 44

Immer schöne Resten-
Tapeten zu
bescheidenen Preisen
Jakob Benz & Co.

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch-
und Wurstwaren

Metzgerei
Zürich 1
Schützengasse 7
Telefon 23 47 70

Telefon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

MÖRGLI
Vergolden und Wachsen
Zürich Schipfe 3
Tel. 23 91 07

Detektiv Lier
Streng diskret - Erstes Spezialbüro
löst alle Geheimnisse
Tel. 23 29 18
Löwenstr. 56 a/bahnhof
ZÜRICH 1
a Detektiv & Späth Zürich
u. Fremdenverkehr
38 Jahre Praxis

90 %

aller Einkäufe besorgt
die Frau. Mit Inseraten
im «Frauenblatt», das
in der ganzen Schweiz
von Frauen jeden Standes
gelesen wird, erreicht
der Inserent
höchsten Nutzeffekt
seiner Reklame

Bieri-Möbel
Zürich 1
Fabrik in RUBIGEN
Filiale:
Interlaken
Jungfraustr. 38

SCHAFFHAUSER WOLLE

Zum gueten Zvieri
Braustube
Hürlimann
Bahnhofplatz Zürich

25 Jahre Gipfelstube
Und immer wieder der feine
Kaffee-Spezial mit dem
Spez. Gipfel in der
Gipfelstube - Marktgasse 18 - Zürich